

Ein Abend in einem oberschwäbischen Schloß – vor gut zwei Jahrzehnten. Nach dem Abendessen noch ein Gespräch im Arbeitszimmer des Barons. Er gehörte zu einer sehr alten oberschwäbischen Familie, aber er sprach mit einem Anflug von österreichischem Tonfall, jener leichteren, immer aber auch ein wenig ironisch anmutenden Abwandlung des Bairischen. Die Ledertapeten – aus Frankreich – hatten etwa den gleichen Farbton wie der Cognac, dieser – fast – das Alter des Barons. Alles paßte zum gebildeten, weltmännischen Charme dieses oberschwäbischen Landedelmanns, der in Wien oder Paris so gut zu Hause war wie in den ererbten Fichtenwäldern rund um «sein» oberschwäbisches Dorf. *Es ist mir im Alter zu beschwerlich geworden, hinter allem und jedem herzureisen*, erzählte er, *wen ich näher kennenlernen möchte, als es durch Briefe und Bücher möglich ist, den lade ich ein zu mir*. Und er zählte mir ganz unpräntiös die Namen besten Klangs auf – für meinen Geschmack eine etwas einseitig abendländisch-konservative Gruppierung – aber immerhin, es war eine erlesene Auswahl. Und ich kann mir vorstellen, daß er jeden dieser Besucher nicht weniger hergenommen hat als mich bei diesem abendlichen Cognac. Die Welt, mit der er zu tun haben wollte, die war für ihn auch in diesem oberschwäbischen Dorf erreichbar.

Differenzierteste, gewählteste Kultur in einem Provinznest. Ja. – Aber: elitäre Kultur für einen elitären Anspruch. Und die anderen bleiben außen vor. Sie dürfen für den Herrn Baron die Wälder bewirtschaften, die Äcker bestellen, das Vieh füttern. Und haben ihren Gottesdienst, ihren Musikverein, Dorftheater im Winter, dann Fastnacht und später die Kirchweih. So dachte ich damals.

Nun, inzwischen haben die Wälderbewirtschafter, Äckerbesteller und Viehfütterer zum Beispiel ein Fernsehgerät zu Hause. Und auch sie können – wenn auch ein wenig reduziert (elektronisch zweidimensional) – jede Art von Elite dieser Welt zu sich einladen. Demokratische Kultur in der oberschwäbischen Provinz?

Um sich mit den eingeladenen oder jedenfalls doch willkommenen Verkörperungen der weltweiten Kultur auch nur annähernd so energisch und so intensiv einzulassen, wie der Herr Baron es mit seinen Gästen tut beim Cognac oder beim Spaziergang im Park, darf man zum Beispiel nicht müde sein vom

Wälderbewirtschaften, Äckerbestellen und Viehfüttern.

Und man muß auch ein wenig mehr wissen, wovon die Rede ist. Mehr als man in der Regel von der Schule mitbekommen hat. Man darf nicht immerzu in der peinlichen Verlegenheit vor sich selber sein, Müdigkeit vorschützen zu müssen, wenn einer die Kultur schön hoch oben ausbreitet, wo keiner mehr hinlangt mit alltäglicher Arbeitserfahrung und einem verschütteten Rest von allgemeiner Bildung. Vielleicht ein typisches Bild oberschwäbischer Kulturprovinz. Nur: Mit solchen Beobachtungen und Überlegungen kommt man unserer Sache nicht unbedingt näher. Man wird angesichts der Begriffe Kultur, Oberschwaben und Provinz gut daran tun, sich zunächst einmal dieser Begriffe zu vergewissern, indem man sie im Sinne des Wortes «definiert», d. h. abgrenzt. Abgrenzt vor allem ganz einfach dem gegenüber, was hier nicht damit gemeint sein soll.

Das ist für den ersten dieser drei Begriffe, für den der Kultur, vielleicht auch ein wenig leichter für alle annehmbar zu machen, als eine Umschreibung oder gar Beschreibung des ganzen gemeinten Inhalts. Grenzen wir also den hier gemeinten Begriff Kultur ab gegenüber den Forst-, Grünland- und Sonderkulturen. Das ist wenig problematisch. Aber vielleicht können wir uns auch darüber verständigen, daß sich außerhalb der von uns gemeinten Kultur begibt, wer sie nur als «das Höhere» versteht, dem sich nur nahen darf, wer seine Zugangsberechtigung irgendwie nachgewiesen oder durch Erfüllung bestimmter Voraussetzungen (zum Beispiel durch Geburt oder durch Besitz) erworben hat. Einfacher formuliert: Wer Kultur und die Teilnahme daran nur einigen wenigen zugesteht (zu denen er natürlich selbst gehört), wer den vielen übrigen gerade noch eine Volks- oder Trivialkultur zubilligt, der zeigt allein schon durch sein elitäres Verhalten, wie wenig Kultur er selber vorzuweisen hat.

Wenn wir uns darin einig sind, bleibt auch das andere mögliche Mißverständnis ausgeschlossen, das Kultur einengt auf die sog. schönen Künste und auf den Kreis derer, die – als Schaffende oder als Konsumierende – mit diesen schönen Künsten umzugehen wissen. Vielleicht können wir uns für den Anfang auf der Basis einer weiteren Auslegung dessen verständigen, was ein älteres Konversationslexikon unter dem Stichwort «Kultur» vermerkt: *Veredelung des Menschen und Vervollkommnung der menschlichen*

* Vortrag, gehalten zur Eröffnung der Winterakademie in Kisslegg im Allgäu 1977/78

Gesellschaft. Man muß das ganz auszuschöpfen versuchen: *Veredelung des Menschen*. Das heißt doch: Verwirklichung der persönlichen Existenz, Selbstverwirklichung in freier Selbstbestimmung. – Und damit verbunden dann: *Vervollkommnung der menschlichen Gesellschaft*. Und auch da fallen einem wieder eine Reihe von annähernden Umschreibungen ein: Mitmenschlichkeit. Brüderlichkeit. Solidarität. Nichts jedoch, und das sollte man sich merken, nichts jedoch von Gruppeninteressen, elitärem Anspruch, Exklusivität. Kultur ist entweder an die Person gebunden – und dann kann man statt Kultur auch Selbstverwirklichung, dann kann man auch Bildung sagen. Oder die gesamte Gesellschaft ist gemeint. Ohne Ausschluß oder Hervorhebung einzelner Gruppen.

Bekanntlich kann die Stärke einer Kette nicht größer sein als die ihres schwächsten Gliedes, die Kultur unserer Gesellschaft wird man deshalb ablesen

können an den Schwachstellen, in den Schwierigkeiten. Im Umgang mit den Randgruppen etwa; zum Beispiel mit den Behinderten, mit den ausländischen Mitbürgern, mit den outdrops und outcasts unserer Wohlstandsgesellschaft, die längst auch in bezug auf Mitmenschen als Wegwerf-Gesellschaft zu handeln bereit ist. Als «Kulturbeflissene» übersehen wir nur zu gern, daß der Bereich unserer Betätigung und unseres vordringlichen Interesses nur ein sehr kleiner Ausschnitt des Gesamtfeldes ist, auf dem sich Kultur als *Vervollkommnung der menschlichen Gesellschaft* ereignet. Ich will aber zugleich sagen: nicht jeder, der als Künstler tätig ist oder im Publikum aktiv an Kunst teilnimmt (also mehr als nur konsumiert), steht auf elitäre Weise der Vervollkommnung der Gesellschaft im Wege. Aber wir alle sind auf ebenso elitäre Weise immer wieder bereit zu vergessen, daß es eben auch ohne Sicherheit im Umgang mit sämtlichen Ismen der Kunst, sämtli-

Ohne die von Religion und Kirche geprägten Strukturen ist Oberschwaben nicht zu verstehen, ohne die festen Daten, die das Jahr und den Lebenslauf durch Feste und fromme Gebräuche gliedern.
(Alle Abbildungen zu diesem Aufsatz: Rupert Leser)



chen grafischen Techniken, daß es eben auch ohne «Belesenheit» und ohne praktizierenden Umgang mit Musik, daß es auch ohne all das – Kultur geben kann, Kultur als Selbstverwirklichung des einzelnen und als Vervollkommnung der Gesellschaft.

Man sollte auch dies beachten: es ist nicht von Vollkommenheit die Rede, sondern von Vervollkommnung (oder von Veredelung). Kultur als Prozeß also, als unablässige Veränderung. Und immer auf dem Wege. Als Ergebnisse sind nur Annäherungen möglich. Immer neue Annäherungen an immer wieder veränderte Entwürfe von Vollkommenheit. Das Ende dieser Veränderung, Stillstand in diesem Prozeß, das wäre das Ende aller Kultur; man kann Kultur nicht festschreiben als Ergebnis von mehr oder weniger zahlreichen, mehr oder weniger langen Perioden und sich dann vornehmen, ausschließlich diese aus der Tradition überkommene Kultur zu konservieren und zu bewahren, zu hegen und zu pflegen – und sie schließlich als festgefügt, unveränderliches Gut und Erbstück weiterzugeben an die, die nach uns kommen.

Das haben wir doch zu deutlich erlebt, was es bedeutet, wenn ganze Generationen aufhören, sich am fortwährenden und fortschreitenden Prozeß der Veränderung von Kultur und Gesellschaft zu beteiligen: Zuerst verweigerten sich die Älteren – teils aus Scham über eigene Unkultur in jüngster Vergangenheit, teils aus totalem Erfolgs-, Gewinn- und Wohlstandsstreben – jeder Auseinandersetzung, allen Konflikten und damit jedem dialektischen Fortschreiten. In der Reaktion auf dieses ihr nicht nur unverständliche, sondern auch verantwortungslos erscheinende Verweigern stieg nun auch die jüngere Generation aus. Sie verweigerte sich ebenfalls. Sie lehnte die festgeschriebenen Werte und Wertungen ab, forderte die totale Veränderung. Und setzte mit ihrer Forderung nicht bei den von ihr nicht für relevant gehaltenen Werten der kulturellen und geistigen Tradition an, sondern verlangte die totale Veränderung der Gesellschaft durch die Veränderung des Systems.

Mir kommt es hier nicht darauf an, die Frage zu erörtern, ob die Unruhe der späten 60er Jahre eine Art «Kulturrevolution» gewesen ist oder ob sie möglicherweise gescheitert ist, weil die Beteiligten eben meinten, verzichten zu können auf alles, was im traditionellen Sinne Kultur genannt wurde. Worauf es mir ankommt, wenn ich dieses Beispiel zitiere: Eine Gesellschaft, die Kultur als Bestand, als Besitz von Gruppen oder Klassen versteht und nicht als permanenten Prozeß, eine solche Gesellschaft setzt auch das aufs Spiel, was sie noch bereit ist, als Kultur anzuerkennen; sie riskiert die totale Barbarei und

hat nur noch die Wahl, ob sie diese Barbarei zunächst in der Anarchie oder gleich im Totalitarismus erleben will.

Man wird es längst mitleidig oder genüßlich registriert haben, daß ich mich mit solchen Überlegungen ganz zwangsläufig in eine Sackgasse manövriert



habe. Denn: Was soll Kultur als Prozeß in Oberschwaben, was soll, was kann Kultur in einem Lande wie Oberschwaben verändern? In einem Lande, in dem sich – wie viele behaupten – außer den eher nebensächlichen Formen und Verfahren noch nie etwas geändert hat? Alle, die sich auf die Beschreibung oberschwäbischer Verhältnisse eingelassen haben, stimmen darin überein. Und je mehr sie diesem Oberschwaben verbunden sind, um so schmerzlicher klingt es, um so bitterer, um so ausweg- und hoffnungsloser: *Heimat, das ist sicher der schönste Name für Zurückgebliebenheit* (MARTIN WALSER). Und dann beschwören sie in wehen Worten die Gründe und die Erscheinungsformen und die Unabänderlichkeit dieser *Zurückgebliebenheit*, dieses *Mittelalters*, das sich inzwischen zivilisatorischen Komfort leistet und *demokratische Abgeordnete, die in Bonn für es sorgen* (WALSER), das aber dennoch im Banne seiner Vergangenheit und seiner konservativen Beharrung stecken und stocken bleibt. Weil Fürsten noch immer Patronatsherren der Kirchen und Schirmherren der dörflichen Vereine sind und mit erheblichem wirtschaftlichem Einfluß kompensieren, was ihnen an direkter politischer Macht genommen worden ist. Weil die Kirche immer noch mehr gilt als die Schule – will sagen: die Aufklärung reicht nicht an den Glauben heran. Weil auch der neue Landrat im gebietsreformierten Großkreis ein Stück Obrigkeit und also von Gott ist und mit dem Landesvater in der Kalesche durchs Land fährt, und beide werden mit den Fahnen von einst und den Liedern von einst und den Märschen von einst huldigend empfangen: 19. Jahrhundert, konserviert von Leuten, die erheblich jünger sind als dieses unser 20. Jahrhundert!

Was also sollte Kultur verändern, wie sollte Kultur selbst Prozeß sein in diesem Lande Oberschwaben? In dieser schicksalhaften mittelalterlichen *Zurückgebliebenheit*? Befindet sich vielleicht nicht nur meine Überlegung, befindet sich vielleicht gar dieses ganze schöne Land Oberschwaben in einer Sackgasse? In einer besonders heimeligen, von prächtigem Barock ausgezierten, von einem fast südlichen Himmel überglänzten, von den heiteren Fluten des Bodensees bespülten Sackgasse – aber eben doch in einer Sackgasse, für die kein Ausweg und kein Fortgang vorgesehen wäre, keine Veränderung und keine *Vervollkommnung*? Und also eigentlich auch keine Kultur, die diesen Namen verdient?

Nun, nicht überallhin – und eigentlich nur, wenn man es einengt auf den ehemals württembergischen Anteil – findet Oberschwaben seine Grenze am Schwarzen Grat (was man durchaus auch im übertragenen Sinne verstehen kann). Ich nannte die Ge-

stade des Bodensees, zu denken ist an den Vielvölkerstrom Donau. An die alten Straßen ist zu denken, die auf die Alpenpässe zielen und – über Italien hinweg – die Levante und Indien ahnen lassen, gelegentlich.

Und der Ausweg aus unserer Argumentation? Wir kehren zu unserer Absicht zurück, uns durch Definition die Begriffe handlich zu machen, von denen wir hier reden, und suchen nach einer Bestimmung von Oberschwaben. Und da zeigt sich, daß Oberschwaben eben nicht nur aus den immer noch erkennbaren Herrschaftsbereichen spät gefürsteter Feudalherren und den ehemaligen Territorien oft ebenso feudaler Äbte besteht: Anders kann man heute Oberschwaben nicht bestimmen denn als das schwäbisch-alemannisch besiedelte Land zwischen Alb, Bodensee und Lech. Und dazu gehören dann neben all den ehemaligen Herrschaftsbezirken großer und kleinerer weltlicher und geistlicher Territorialherren auch all die ehemals freien Reichsstädte mit ihrer meist eher genossenschaftlichen Verfassung, die sich nicht zufällig in großer Zahl der Reformation zugewandt haben und von denen einige schon bald nach durchgestandenen Irrungen und Wirrungen in der Parität so etwas wie Ökumene vorweggenommen haben. Und dazu gehören die Bauern. Nicht nur die einst «freien Bauern auf Leutkircher Heide», sondern auch alle die herren- und klosterabhängigen Bauern, die vor gut 450 Jahren im Bauernkrieg auszogen, um Gerechtigkeit und ein Leben nach christlicher Lehre für jedermann zu fordern und zu erstreiten. Nicht zufällig oder weil sie noch mehr gepreßt und geschuriegelt worden wären als andere, stritten oberschwäbische Bauern – der Baltringer Haufen zum Beispiel – vornan in diesem ersten Kampf um Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit auf deutschem Boden. Nicht zufällig formulierten sie in einer oberschwäbischen Reichsstadt ihre Forderungen als die Memminger Artikel. Da war sehr wohl auch etwas wirksam von der Art der Menschen, die in diesem Lande Oberschwaben lebten und leben! Daß allerdings ihr gewaltiger und gewalttätiger Bezwingen, der Bauernjörg, ebenfalls aus diesem Lande Oberschwaben kam, das läßt sich so wenig verschweigen, wie sich übersehen läßt, daß eine unkritische, sogenannte vaterländische Geschichtsbetrachtung und Geschichtsdarstellung auch in neuerer Zeit immer einmal wieder Stadtväter dazu verführt hat, nach dem Bauernjörg eine

Bürgerliches Selbstbewußtsein, behäbiger Wohlstand und eine gewisse Weltläufigkeit prägen die Straßen mancher oberschwäbischen Stadtrepublik. Der Staffgiebel des ehem. Wangener Landratsamtes läßt südliche Bauformen ahnen.





Nicht nur in Kirchen und Klöstern entfaltet sich oberschwäbischer Sinn für vielgestaltige Pracht der Formen und Farben: Das nach einem Riß von FRANZ ANTON KUEN umgebaute Rathaus in Wangen bekräftigt Bürgersinn und Eigenständigkeit.

Straße zu benennen und damit auch ihr Verständnis von Herrschaft und Untertan zu bekennen. Nun, das steht auf einem anderen, aber wiederum recht oberschwäbischen Blatt.

Wie's überhaupt zur Eigenart dieses Landes gehört: nichts ist einfach so und man kann es mit wenigen knappen Strichen umreißen. Da ist immer etwas anderes auch genauso wahr wie die allerwahrste Wahrheit.

Nehmen wir zum Beispiel Oberschwaben als literarische Landschaft. Gewiß haben andere Teile Südwestdeutschlands eine größere Anzahl von Dichtern pro Quadratkilometer, vielleicht sogar pro 1000 Bewohner, aufzuweisen. Dennoch: es sind nicht wenige Namen, die man für Oberschwaben aufführen kann – und durchaus auch eine Reihe von Namen von Rang. Aber was auffällt: fast alle haben sie ihre oberschwäbische Heimat verlassen und sind anderswo zu Ruhm und Ehren gelangt. ABRAHAM A SANCTA CLARA – der die Lage seines Geburtsortes Kreenheinstetten gern näher bezeichnete mit der

Wendung: *liegt bei Meßkirch, einer Stadt in Schwaben* – PATER ABRAHAM wurde in Wien bekannt und berühmt als wortgewaltigster Kanzelredner deutscher Zunge. Nach München zog es den DOKTOR OWLGLASS aus Leutkirch so gut wie WILHELM SCHUSSEN aus Kleinwinaden bei Schussenried, so gut wie GÜNTER HERBURGER aus Isny. Und der Augsburger BERTOLT BRECHT ging nach Berlin. Und kehrte auch nach dem Exil wieder dorthin zurück, obwohl er beim Radwechseln meditierte *Ich bin nicht gern, wo ich herkomme. Ich bin nicht gern, wo ich hinfahre.* – Es ist nicht nötig, hier CHRISTOPH MARTIN WIELANDS skeptisch-kritisches Verhältnis zu seinen abderitischen Mitbürgern in Biberach ausführlich zu zitieren oder gar zu analysieren – auch nicht all die Ungeheimheiten und Kleinlichkeiten, mit denen sich herumschlagen mußte und muß, wer hier geblieben ist oder immer wieder zu längeren Aufenthalten zurückkehrt. Man kann da an MARTIN WALSERs skeptische, aber eigentlich nie aussetzende Bemühung um die «Heimatkunde» oberschwäbischer *Zurückgeblie-*

benheit, oberschwäbischen *Mittelalters* denken. Oder an JOSEF W. JANKERS Auseinandersetzung mit Honoratiorennenge und Kleinbürgerlichkeit in ehemals freier Reichsstadt. Oder an die Mühe MARIA MÜLLER-GÜGLERS, sich als selbständige Frau in Beruf und Gesellschaft zu behaupten und *die Furcht vor dem Leben und dem Alleingehen zu überwinden*.

Kurz: Es gibt nicht wenige Schriftsteller von Rang, die ihrer Herkunft nach mit Fug und Recht oberschwäbisch genannt werden, um deretwillen man mit Fug und Recht von einer literarischen Landschaft Oberschwaben sprechen kann. Aber es gibt

eben auch keinen unter all diesen, der nicht seine Schwierigkeiten gehabt hätte mit diesem Land seiner Herkunft. Keinen, der sich nicht in einem gewissen Gegensatz gesehen und befunden hätte zu dieser vielleicht doch allzu provinziellen Landschaft Oberschwaben.

Mit dieser Wendung ist der dritte definitorische Abschnitt unserer Überlegungen bezeichnet: Wir müssen uns darüber verständigen, was wir unter Provinz und provinziell verstehen wollen.

Nicht jedenfalls, was am Anfang dieses Begriffs stand: abhängige, unterworfenen Gebiete minderen

Die Weite ländlicher Bezirke ist Chance und Gefahr zugleich: Idyll in der *Zurückgebliebenheit* – oder freier Raum für geduldige Selbstverwirklichung.



Rechts, in denen sich die römischen Edlen (nach ermüdendem Konsulat daheim) entschädigten und erholten – als Prokonsuln, als Kolonialherren, als Kriegsherren auch, denen die Provinz mehr oder weniger Objekt der Ausbeutung war. Auch die geradezu im Gegensatz dazu stehende Form von Provinz müssen wir ausschließen: die besondere, von allem Alltäglich-Unzulänglichen ausgenommene Landschaft, in der Auserwählte miteinander in besonderer Vollkommenheit leben oder bestimmte Ideen und Kräfte zur vollen Entfaltung bringen – Provinzen als Freiräume für Ideen und Ideologien, denen meist die Bewährungsprobe in der Wirklichkeit erspart bleibt. Die bekanntesten dieser Sonder- und Schonräume sind die Pädagogische Provinz in GOETHES Wilhelm Meister und HERMANN HESSES Glasspielerland Kastalien. Man muß allerdings sehen, daß nur zu oft ein wenig dieses Elitär-Besondere mitschwingt, wenn von der Kunstprovinz, der kulturellen Landschaft Oberschwaben die Rede ist. Oder auch nur vom «Himmelreich des Barock». Das ist nun eine Umschreibung, die schon vor den Zeiten der Fremdenverkehrswerbung, vor der Ausweisung einer besonderen Oberschwäbischen Barockstraße nicht selten verwendet worden ist; vor allem in Texten, die zwar vorgeben, einen Beitrag zur Landesbeschreibung zu leisten, in Wirklichkeit aber das sehr wenig kritische Lob des Landes oder einzelner Landesteile singen. In den meisten solcher Fälle darf man vermuten, daß den strahlend geschilderten Besonderheiten die entsprechenden Schattenseiten nicht fehlen, auch wenn sie nicht genannt noch geschildert werden. Es gibt also keinen Grund, Oberschwaben in diesem Sinne von Provinz als Schon- und Sonderraum zu idealisieren. Warum auch? Sich einer Landschaft zuwenden, heißt ja nicht, ein Zerrbild suchen – und sei's auch noch so sehr ins Angenehme, Freundliche, Schöne verzerrt. Es geht doch darum, immer besser, immer richtiger zu verstehen, was es mit dieser Landschaft auf sich hat, wie geworden ist, was heute ihre Erscheinung und ihr Wesen ausmacht.

Bleibt also nur die gängigste Auslegung des Wortes, des Begriffs und der Vorstellung von Provinz. Nämlich die Bestimmung als Hinterland irgendeiner Metropole – wenn wir das wörtlich nehmen: einer Haupt- und Zentralstadt, der diese Provinz zugeordnet ist.

Dies ist nun freilich alles andere als eine Beschreibung oberschwäbischer Zustände. Denn diese Landschaft ist in keiner Zeit – seit es hierzulande Städte als urbane Zentren gibt – irgendeinem Zentrum ganz und gar zugeordnet gewesen. Schon die frühen geistlichen Kräfte (und das waren damals

wohl immer auch politische und kulturelle) haben aus verschiedenen Richtungen in diesen Raum hingewirkt: aus St. Gallen und von der Reichenau, von den Bischofssitzen Konstanz und Augsburg. Und bis heute kann man keinen Vor- und Hauptort nennen, dem diese angebliche Provinz Oberschwaben zugeordnet wäre – lange genug war sie zerrissen und zersplittert in viele mittlere, kleinere und kleinste Herrschaften, von denen keine zentrale Funktionen für die anderen übernehmen konnte. Und sie alle waren den Zentren österreichischer Macht – Innsbruck und Wien – doch eher durch Abwehr als durch Zuordnung verbunden: Die reichsfreien Klöster und Städte legten den Ton eher auf ihre Freiheit als auf die Bindung ans Reich. Die Sigmaringer Hohenzollern stritten um die Anerkennung ihres Besitzes als Allod und wollten nicht gerade gern Lehens-träger des Hauses Österreich sein. Auch die sogenannten Donaustädte haben sich alle Mühe gegeben, in keine Abhängigkeit zu geraten. Man hielt auf Distanz zu den Zentren; auch hier ließ der Eigensinn der Oberschwaben es nie zu einer eindeutigen Zuordnung zu Österreich, zu einer bestimmenden Orientierung nach Wien oder Innsbruck kommen. Und Zentren innerhalb Oberschwabens? Ulm war lange Vorort und Sprecher der oberschwäbischen Reichsstädte, war später auch Sitz der für den württembergischen Teil Oberschwabens zuständigen Kreisregierung. Aber es lag zu allen Zeiten eben doch mehr oder weniger am Rande. Und außerdem: seit Ulm sich der Reformation zugewandt hatte, war ausgeschlossen, daß es je Metropole Oberschwabens sein oder werden könnte. Was nicht ausschließt, daß Festredner die Stadt immer einmal wieder so nennen – aber das ist fast genauso freundlich übertrieben, wie wenn man etwa Ravensburg mit dieser Formel zu ehren sucht. Man muß es hinnehmen – diese angebliche Provinz Oberschwaben hat nach außen hin keine Metropole, der sie zugewandt, von der sie gefördert und gestärkt würde – und sie hat innerhalb ihrer Grenzen auch nicht so etwas wie ein Zentrum, eine Provinz-Hauptstadt. Nach der napoleonischen Flurbereinigung hat es ein paar Ansätze gegeben, Ansätze der Orientierung zu Zentren außerhalb. Die zwangsweisen zunächst, indem die Regierungssitze nun Karlsruhe, Stuttgart und München hießen. Aber das hat meist wieder – wen wundert's – mehr Abwehr als Zuwendung ausgelöst. (Übrigens weithin ein Vorgang in schöner Gegenseitigkeit.) Informelle Beziehungen wurden aber noch verstärkt, jedoch in ganz anderer und sehr spezifischer Ausprägung und Richtung: Im nun württembergischen Oberschwaben sitzende Ständeherrn wurden von München aus in den Für-

stenstand erhoben, die Verbindungen der Adelsfamilien mit denen im bayerischen und österreichischen Raum wurden eher noch enger als früher. Eher noch häufiger gingen junge Adlige aus Oberschwaben in München und Wien auf Gymnasium und Universität. Höchstens der ehemals österreichische Vorort Freiburg spielte daneben noch eine Rolle – jedenfalls: ostwärts, westwärts war die vorwiegende Richtung jeden kulturellen Austausches und Vermittelns. Mehr noch als sie's je gewesen war, wurde die Alb zu einer von Nord wie von Süd gleich schwer zu überwindenden Mauer; und von Karlsruhe war es nicht leichter, den Kontakt und Austausch mit Stockach oder Pfullendorf zu fördern. Schon im Sprachlichen zeigt es sich, daß für den heutigen bayerischen Teil Oberschwabens etwas andere Bedingungen bestanden – in der erst in die-

sem Jahrhundert so benannten Provinz Schwaben ist die zunehmende breite Mischung des Schwäbischen mit dem Bairischen nicht zu überhören. Ganz anders übrigens als eine vergleichbar begründete, aber ganz anders verlaufene Veränderung der Sprachlandschaft im württembergischen Oberschwaben: Die von der Zentrale nach Neuwürttemberg abgeordneten Verwaltungsbeamten, Richter, Lehrer, Pfarrer brachten ein von fränkischen Einflüssen nicht ganz freies Honoratiorenschwäbisch mit – z. B. nach Ravensburg oder Friedrichshafen. Und da bildeten sich inmitten alemannisch sprechender Umgebung Inseln dieses schwäbischen Sonderidioms. Aber das bewirkte nicht viel: kein Einfluß ging auf das Umland aus; und selbst in den Unter- und Mittelschichten der Städte blieb man – stellenweise bis heute – beim angestammten Ale-

Die vielfältige Weite dieser Landschaft beschützt auch: sie ermöglicht eine Liberalität, die wir in anderen – stärker prosperierenden «Gegenden» dieses Landes vergeblich suchen.



mannisch. Ein Zeichen wieder für die Eigenständigkeit, mit der sich Oberschwaben verweigert, wenn es zur Provinz gemacht werden soll.

Und wenn wir es also dennoch als Provinz verstehen und erklären wollten, dann müßten wir uns erst einen neuen Inhalt für den Begriff Provinz einfallen lassen. Oder wir könnten sagen, es sei nicht einmal Provinz von irgendwas. Es sei nur provinziell durch und durch und hinterm Berg von allen Seiten und in jedem Betracht. Provinz eben doch als Synonym für Rückständigkeit, Klein- und Spießbürgertum? Nun, ich will nicht behaupten, hier in Oberschwaben sei in diesem Sinne nichts Provinzielles anzutreffen: ein Defizit an Aufklärung, an Selbstverwirklichung und an Vervollkommnung der Gesellschaft, an Kultur also. Es ist müßig, nun anzusetzen zu einer umständlichen Ehrenrettung Oberschwabens. Denn wo gibt es diesen Abmangel nicht? Die große Stadt gibt keine Sicherheit dagegen, auch die Massierung von Wissenschaft oder Kunst mit Universitäten, Theatern, Museen garantiert nicht einen bestimmten Stand der Kultur. Ich überlasse es der Phantasie eines jeden, Beispiele dafür zu finden, daß in geistigen Metropolen, in Zentren der Kultur – die allgemein und unbestritten als solche gelten – engstirnigste, kleinstkarierte, unaufgeklärte, kulturlose Politik gemacht wird. Daß in solchen Metropolen Bücher konfisziert, Autorenlesungen in öffentlichen Räumen verboten, Fernsehsendungen abgesetzt werden.

Vor diesem Hintergrund, meine ich, sei's unzulässig, länger zu fragen, ob und wie und wodurch Oberschwaben Provinz sei. In manchen Teilen und Zusammenhängen ist gewiß die Zurückgebliebenheit größer als anderswo. Aber die vielfältige und von keiner Metropole, keiner Zentrale, keinem Haupt- und Vorort ausschließlich bestimmte Weite

dieser Landschaft schützt und beschützt auch. Sie ermöglicht eine Liberalität und Mobilität, die wir in anderen, vielleicht stärker prosperierenden und expandierenden *Gegenden* dieses Landes vergeblich suchen. Es ermöglicht Liberalität und Mobilität. Das muß nicht heißen, daß sie dann auch wie von selbst sich verwirklichen. Aber es gibt Beispiele für die Verwirklichung – manchmal auch gegen die Widerstände des Provinziellen, das sich etwa durch GÜNTER GRASS überfordert sah.

Nun, auch solche wie Rückschläge wirkenden Antithesen gehören zum dialektischen Prozeß der Kultur, die sich auf immer neue Weise gegen immer neue Arten der Borniertheit durchzusetzen hat. Das ist keine Besonderheit der sogenannten Provinz.

Was bleibt denn übrig, wenn man in den Zentren und Hochburgen genau hinsieht: die Borniertheit berufsmäßiger Kulturschwätzeri, die Borniertheit derer, die immer von dem zu reden, mit dem sich zu schmücken wissen, was gerade «in» ist und Mode, die Borniertheit derer, die meinen, Kultur kaufen zu können ohne jede Verbindlichkeit, ohne sich ihr zu stellen. Aber auch die Widerstände solcher Borniertheit und die Kräfte, die mobilisiert werden, um sie zu überwinden oder auch nur sie zu ertragen, auch die gehören zu dem Prozeß Kultur, zur *Veredelung des Menschen und zur Vervollkommnung der menschlichen Gesellschaft*. Und da sehe ich keinen wesentlichen Unterschied zwischen den sogenannten Metropolen und der sogenannten Provinz Oberschwaben, zumindest keinen, bei dem dieses Oberschwaben schlechter dastünde als andere *Gegenden*. Denn: im Gegensatz zu anderen: diese oberschwäbische *Gegend* stellt immer wieder die Frage nach dem Provinziellen – und es stellt sich ihr. Und das hat schon sehr viel mit Kultur als Prozeß zu tun – provinziell ist dieses Verhalten aber auf keinen Fall.

Diese Humane, dieses auf den Menschen Bezogene des Lebens hat auch die sozialen Bewegungen getragen, die hier lebendig geworden sind. Gibt es etwa Menschlicheres als die Artikelbriefe der Bauern Oberschwabens, die zu Beginn des 16. Jahrhunderts an ihren Fürsten mit keinem anderen Begehren herangetreten, als daß ihnen Bedingungen des Lebens erlaubt würden, in denen allein das Leben würdig geführt werden kann? Da ist nichts von der Schwarmgeistere zu verspüren, die diese Bewegung im Norden trug; da ist alles konkret menschlich und gegenständlich fromm, frei von Übermaß und männlich ohne Arroganz. Und das mußte in diesem Lande so sein, wo der Mensch von sich und seinem Nächsten, von der Erde und dem Himmel nichts anderes fordert, als was er braucht, um ein Mensch sein zu können, um seiner Bestimmung als Mensch leben zu können. Darum hat er sich hier dem bloß Faktischen nie unterworfen, trete es ihm nun entgegen im Bereich der Wirtschaft oder der politischen Geschichte. In welcher Form es ihm auch begegnen mochte, er hat es angefaßt und geformt nach seinem Bilde vom rechten Leben, und darum hat alles, was uns hier begegnet, die helle und freudige Richtigkeit des von dem Gärtner aus der Einsicht in die Geheimnisse des Wachstums liebend beschnittenen Baumes. Darum sind auch die Menschen dieses Landes viel weniger, als es anderswo der Fall ist, durch die äußeren Umstände der jeweiligen Zeit betroffen, und scheint uns ihr Auge mit einer Freiheit in die Welt zu blicken, die uns wohl tut und so viel Hoffnung gibt.

(Carlo Schmid: Lob Oberschwabens, 1946)